

U. H. Wilken

DIE TEUFLISCHEN COLTENGEL



ZURDO – Der schwarze Geisterreiter
Band 10

BLITZ

**Dieses Buch gehört zu unseren exklusiven Sammler-Editionen
und ist nur unter www.BLITZ-Verlag.de versandkostenfrei erhältlich.
In unserem Shop ist dieser Roman auch als E-Book lieferbar.
Bei einer automatischen Belieferung gewähren wir Serien-Subskriptionsrabatt.
Alle E-Books und Hörbücher sind zudem über alle bekannten Portale zu beziehen.**

© 2026 BLITZ-Verlag
Redaktion: Danny Winter
Titelbild: Rudolf Sieber-Lonati
Umschlaggestaltung: Mario Heyer
Logo: Mario Heyer
Satz: Gerold Reimer
Gedruckt in der EU
Alle Rechte vorbehalten
ISBN: 978-3-68984-759-3

Die teuflischen Coltengel

Sie kamen wie ein böser Spuk aus der Hölle. Schwarz und unheilvoll zeichneten sie sich vor dem Feuer der Morgenröte ab. Auf den hart klappernden Hufen ihrer Pferde rasten sie an den bizarren Felsklippen vorbei hinab ins San-Bernardino-Tal.

Es waren Reiter, die rauben und töten wollten.

Ihr teuflisches Ziel war die einsam gelegene Finca.

Dort ahnte niemand, dass der Tod unterwegs war.

Quietschend drehte sich das alte Windrad über dem halb zerfallenen Brunnen. Staubwirbel tanzten im kühlen Morgenwind durch den morschen Stangenkorral und über den öden Hof. Stiere ruhten an der brüchigen Bretterwand des Stalls. Ein Mann trat aus dem Wohnhaus hervor.

Jose Visconti wollte einfach nicht aufgeben, Stiere zu züchten, so wie es schon seine Vorfahren in diesem Sonnenland Kalifornien getan hatten.

An klaren Nächten konnte er die Lagerfeuer der Goldsucher an den Bergflanken der Sierra Nevada erkennen. Noch immer glaubte er, dass sich Kalifornien eines Tages von der Herrschaft der Amerikaner befreien würde.

Langsam schritt er über den Hof in den Stall, holte das Futter für die Pferde aus der Kiste und verharrte dann wie geistesabwesend im warmen Stall.

Das Klirren der Gebissketten der Pferde ließ ihn den näherkommenden Hufschlag nicht hören.

Abseits der Finca hielten die Reiter an. Niemand sprach. In düsterem Schweigen verhüllten die Reiter mit braunen Kapuzen ihre Häupter. Sie wollten unerkant bleiben. Bei ihrem mörderischen Handwerk konnte es passieren, dass eines ihrer Opfer überlebte. Nur der Himmel sollte Zeuge ihrer grausamen Taten bleiben.

Mit funkelnden Augen blickten sie durch die Seh-schlitze ihrer Kapuzen und beobachteten den Hof der Finca.

Dort stapfte Jose Visconti gebeugt zum Haus zurück und verschwand.

Im Haus roch es nach wiederaufgebrühtem Kaffee. Leises Klappern drang aus der Küche.

„Ich bin so weit, Mama“, rief Visconti und setzte sich an den Tisch.

Lächelnd kam seine Frau in den Wohnraum, stellte die Kanne mit Kaffee auf den Tisch, füllte seinen Becher und wollte dann zwei weitere Becher füllen.

„Aber Mama!“, sagte er weich. „Hast du vergessen, dass unsere Tochter Liza auf der Shane-Ranch ist? Du brauchst heute nur deinen Becher zu füllen.“

„Oh ja“, seufzte sie, „dios mio, ich hatte es völlig vergessen. Ich bin es doch so gewohnt, jeden Morgen für euch beide das Frühstück zu machen.“

Lächelnd streckte er die linke Hand aus und legte sie auf den Arm seiner Frau.

„Heute machst du einmal Sonntag, Mama. Ruh dich aus, erhol dich. Du hast es bitter nötig.“

„Wenn du arbeitest, Jose, dann will auch ich arbeiten.“

„Unsinn, Mama. Du wirst tun, was ich dir sage. Ich werde heute die Stiere aus dem Korrall lassen und dann zu dir zurückkommen. Wir wollen es uns heute gemütlich machen.“

Ihre weichen Augen glänzten. Sie liebte Jose immer noch wie einst. Die harten Jahre und der ewige Kampf um die Existenz hatten beide schnell altern lassen. Ihre grauen Haare mit silbernem Glanz zeugten von bitterer Not in der Vergangenheit. Auch jetzt ging es ihnen nicht besonders gut. Doch Jose Visconti hatte mehrere Stiere verkauft und war erst vor drei Tagen aus Los Angeles zurückgekommen.

„Du bist ein guter Mann, Jose“, sagte sie dankbar. „Gott segne dich dafür.“

Sie erhob sich, strich ihm über das schütterere Haar, nahm den Becher und ging in die Küche, um ihn in den Schrank zu stellen.

„Bringst du mir etwas von dem Schinken, Mama? Ich möchte wissen, ob die Leute in Los Angeles einen Schinken wirklich gut räuchern können.“

„Si, Jose.“

Die Frau kniete nieder und zog die Luke im Fußboden auf. Tastend stieg sie die schmale Holzterasse hinunter.

Dumpfe Geräusche auf dem Hof ließen Jose Visconti aufhorchen und misstrauisch werden.

Er stand auf, hastete zum Gewehrständer und packte eine alte Hawken-Rifle. Der Vorderlader war stets feuerbereit. Mit der Rifle im Anschlag trat Visconti über die Schwelle seines Hauses.

Mit einem einzigen Schritt trat er in sein Verderben.

Auf dem Hof entlud sich ein schwerer Revolver. Heißes Blei wuchtete gegen Viscontis Brust, durchschlug seinen Körper und riss eine schrecklich klaffende Wunde in seinen Rücken. Wie von einem wilden Hieb getroffen, wirbelte Visconti ins Haus zurück, taumelte am Tisch vorbei, knallte gegen die Wand, verlor das Gewehr und wirbelte wie trunken umher. Krachend fiel er auf die Knie, röchelte furchtbar, stürzte nach vorn und schlug mit dem Gesicht auf den Boden.

Aber er war noch am Leben. In diesen furchtbaren Sekunden dachte er nicht an sich, sondern nur an seine Frau. Er kämpfte gegen die bleierne Schwäche an, kroch sterbend in den Küchenraum und rief: „Mama!“

„Mama!“, stöhnte er. „Nicht kommen! Nicht schreien! Du darfst nicht nach oben kommen!“

Sie konnte vor Entsetzen und Grauen keinen Laut über die Lippen bringen. Wie erstarrt stand sie unten im dunklen Kellerraum.

Vor dem Haus wieherten mehrere Pferde schrill – und dann klirrten stählerne Radsporen hart und durchdringend an staubigen Reitstiefeln. Polternde Schritte überquerten die Schwelle.

Mit letzter Kraft riss Visconti die Luke zu, dann brach er tot daneben zusammen.

Mama Visconti verlor fast das Bewusstsein. Sie sank zu Boden und bekam kaum noch Luft. Über der Luke sickerte etwas vom ersten Licht des neuen Tages durch einen schmalen Spalt – und das Blut ihres Mannes tropfte auf die Kellertreppe.

Sie hörte wie aus weiter Ferne Stimmen. Sie konnte die Worte zunächst nicht verstehen. Es waren seltsame Stimmen, helle und dunkle Stimmen. Fremde blieben neben ihrem toten Mann stehen. Jemand durchwühlte seine Taschen und holte das Geld hervor, das er für seine Stiere bekommen hatte. Es waren Flüche zu hören, schnelle Schritte und viele Geräusche. Die Unheimlichen brachen den Schrank auf, suchten und verwüsteten die Einrichtung.

Ohnmächtig fiel Mama Visconti im Vorratsraum auf die Seite und blieb regungslos auf dem kühlen Boden liegen. Immer wieder tropfte es durch die Fuge. Im Haus polterte und krachte es. Dann endlich entfernten sich die Schritte.

Als Mama Visconti zu sich kam, war es im Haus totenstill.

Erstickt schrie sie leise auf, zog sich die Treppe empor und drückte gegen die Luke. Schwer lag der tote Körper ihres Mannes darauf. Sie rutschte auf seinem Blut aus, stürzte und wurde im dunklen Kellerraum beinahe wahnsinnig. Sie schrie, bis sie nicht mehr konnte. Wimmernd versuchte sie, die Luke wieder zu öffnen. Noch immer hoffte sie, ihren Jose retten zu können.

Ihre Liebe zu ihm und die Angst um sein Leben verliehen Mama Visconti die Kraft, die Luke hochzudrücken. Sein Körper rollte schlaff zur Seite. Stöhnend kroch sie aus dem Keller.

Weinend brach sie über ihm zusammen.

Draußen war ein heller, schöner und klarer Sommermorgen.

Eine Frau kam aus dem Haus. Ihr einfaches, dunkles Kleid war staubig und blutig. Sie starrte in die Ferne und schwankte über den Hof. Sie sah die matt schimmernde Patronenhülse im Staub des Hofes nicht und dachte nicht an die beiden Pferde im Stall. Sie schleppte sich durch das Tal und schrie gequält auf.

Hinter ihr bewegte der warme Wind die knarrende Haustür und das quietschende Windrad über dem Brunnen.

„Liza!“, wimmerte sie. „Liza ...“

Die laue Brise des fernen Pazifiks spielte in ihren silbergrauen Haaren. Weit und breit im San Bernardino Valley schien niemand zu sein, der ihr helfen konnte. Sie war allein.

Taumelnd irrte sie durch das große Tal.

Erschöpft fiel sie mit tränennassem Gesicht in den Staub. Zuckend krallten sich ihre Hände in die kalifornische Erde. Sie sah den blauen Himmel und die vielen staubigen Bäume. Auf einmal glaubte sie, dort am Himmel ein maskiertes Gesicht zu erkennen.

„Zurdo!“, schrie sie. „Hilf uns!“ Ihre Stimme versagte. Immer wieder stöhnte sie und hauchte seinen Namen.

Reiter waren unterwegs.

Weit abseits zog einer der Reiter das Gewehr aus dem Köcher und legte an.

Der peitschende Knall des Schusses zerriss die tiefe Stille dieses Morgens und weckte im San Bernardino Valley ein grollendes Echo. Kreischend stiegen Vögel aus den Baumkronen empor und flatterten davon. Pulverdampf wallte aus dem Gewehrlauf.

Ein junger, schlanker Mann zu Pferde horchte auf.

Still stand der Buggy neben ihm und die blutjunge Mexikanerin blickte ihn mit dunklen Augen unruhig an.

„Das war ein Schuss, Señor Shane.“

„Ja, Liza, das war einer“, bestätigte Les Shane und versteifte die Beine in den Steigbügel. „Fahren Sie zurück. Kehren Sie um, Liza! Fahren Sie zu meiner Frau zurück!“

Die junge Liza Visconti atmete heftig und krampfte die zierlichen Hände um die Zügel der beiden Wagenpferde.

„Señor Shane, der Schuss wurde in der Nähe unserer Finca abgefeuert!“

„Ja, und darum verschwinden Sie jetzt sofort, Liza!“, befahl er grimmig. „Ich will nicht, dass Sie in Gefahr geraten.“

Hart trieb er das Pferd an und raste durch das Tal. Im gestreckten Galopp jagte er durch den hellen Morgen. Sein strohblondes Haar flatterte im Reitwind. Sein geschmeidiger Körper passte sich den Bewegungen des Pferdes an. Wie ein Schatten hetzte er unter den Oleanderbäumen entlang und riss die schwere Alston-Reiterpistole aus dem Scabbard am Sattel. Seine weißen, starken Zähne gruben sich in das abgegriffene Leder der Zügelenden – er lenkte das Pferd mit den Zähnen und durch Verlagerung seines Körpergewichts. Mit beiden Händen hielt er die Alston fest. Seine rechte Hand war zernarbt, von scharfen Wolfszähnen fast zerfetzt

worden – eine Hand, die nicht mehr alles packen und halten konnte.

Mit tiefblauen Augen starrte er forschend umher. Hart trampelten die Hufe. Der brüchige Sattel knarrte in der Stille.

Der Tod lag in seinen Augen.

Er sah die Mexikanerin hingestreckt am Boden liegen. Der Schuss hatte ihren Kopf zertrümmert. Ein würgendes Gefühl stieg in ihm hoch. Er ließ die Zügel los, rutschte vom Pferd und starrte auf die Tote.

„Lizas Mutter!“, stöhnte er.

Unmenschlich grausam musste jener Mann sein, der die alte Mexikanerin erschossen hatte.

Steif wandte Les sich ab und musste sich übergeben. Grau und fleckig war sein Gesicht. Er war schweißnass und fröstelte, als wäre es bitterkalt. Er zog sich in den Sattel zurück und trieb das Pferd wieder an. Die Hufe wirbelten Staub auf, der sich wallend auf die Tote legte.

Vor der Finca ritt er langsam, vorsichtig und wachsam. Die Sommerhitze lastete auf Korral, Hof und Haus. Das Windrad quietschte durch die Stille des Todes. Trocken knarrte die Haustür. Hufspuren führten über den Hof. Eine Patronenhülse glänzte in der Sonne. Im Stall rumorte es, das waren die beiden Pferde. Ein Ledereimer lag neben dem alten Brunnen.

Les Shane stieß die Alston zurück und zog mit der Linken den Revolver. Er schwang sich vom Pferd, schlang die Zügelenden an der Latte des Stangenkorral fest und glitt dann geduckt am Stall vorbei.

Kein Laut verhiß Leben.

Er spürte den Tod, die gähnende Leere und die hoffnungslose Verlassenheit. Die Muskelstränge unter seiner sonnengebräunten Haut verzerrten sein Gesicht.

Les Shane konnte mit seinem jungenhaften und sympathischen Gesicht alle Menschen täuschen und niemand würde in ihm einen ernsthaften Gegner erkennen, wenn er lächelte und seine blauen Augen strahlend leuchteten. Auch käme niemand auf den Gedanken, dass dieser großgewachsene, schlanke junge Mann ein gefährliches Erbe angetreten hatte.

Zurdos Erbe.

Für seinen Freund Miguel Monterrey ritt Les Shane als Zurdo weiter. Im Land der Indios lag Monterrey begraben. In Kalifornien wusste außer den Indios niemand, dass ein tapferer Mann dort seine letzte Ruhe gefunden hatte.

Zurdo sollte ewig leben!

Und jetzt überquerte Les den heißen Hof. Staubwirbel umtanzten im scharfen Wind seine alten Stiefel. Leise klirrten die Sporen. Er betrat das Haus und begegnete erneut dem Tod.

Knirschend rieben seine Zähne aufeinander. Gebeugt verharrte er neben José Visconti.

Sekunden später hetzte er geduckt aus dem Haus und über den Hof. Mit einem Sprung war er im Sattel, löste die Zügelenden und jagte den Spuren im Staub durch das Tal hinterher.

Irgendwo schrie scharf und durchdringend ein Häher. Die blanken Hufeisen des davonrasenden Pferdes blitzten in der Sonne.

Vor der kleinen Shane-Ranch kläffte schaurig ein Kojote. Wolken trieben über den nächtlichen Himmel und bleiches Mondlicht geisterte über die Ranch hinweg.

Trübes Licht sickerte durch die verhängten Fenster des Hauses. Ein sechzehnjähriger Mexikaner blieb horchend auf dem Hof stehen und drehte sein braunes Gesicht in den Nachtwind.

„Der Kojote ist wieder da“, flüsterte er vor sich hin. „Vielleicht ist es Chato, der Indio, der für Zurdo reitet ...“

Das Kläffen verstummte. Die Sträucher schüttelten sich trocken raschelnd im Wind. Wolkenschatten wanderten durch das weite Tal des San Bernardino. In den weichen, dunklen Augen des jungen Mexikaners Juan lag ein Ausdruck der Sehnsucht. Er verehrte Zurdo, den schwarzen Nachtreiter. Er ahnte nicht, dass er ihm tagtäglich auf dieser kleinen Farm und Ranch begegnete.

Im Tal war niemand zu sehen: kein Mann, kein Pferd, kein Kojote.

Neben dem Stall stand der Buggy. Die beiden Wagenpferde befanden sich im Stall. Dort stand auch ein schwarzer Hengst. Juan sollte für Zurdos Hengst sorgen. Angeblich ritt Zurdo ein anderes Pferd und wollte, dass sich sein Hengst von den langen und zermürenden Nachtritten erholte. Aber die Wahrheit war eine andere.

Langsam ging Juan zum Haus und trat ein.

Auf dem Tisch stand eine Lampe, die einen anheimelnden gelben und warmen Lichtschein verbreitete.

Knurrend und mit gespreizten Vorderläufen stand ein junger grauer Wolf im Raum. Er glitt heran und leckte die Hände des Jünglings.

„Está bien“, beruhigte Juan den Wolf, „es ist gut, Hombre. Geh wieder in deine Ecke!“

Die Augen des hier aufgewachsenen Wolfes schimmerten grün im Lampenschein. Auf weichen Pfoten ging er durch den Raum und legte sich wieder auf sein Fellager. Ständig lauschte er. Niemand konnte unbemerkt ans Haus herankommen.

„Er hat den Kojoten gehört“, vermutete Juan und lächelte. „Hombre entgeht nichts.“

„Hombre ist ein Wolf, Juan, kein Spielzeug. Ich wäre froh, wenn er endlich in die Sierra Nevada laufen würde.“

„Ihr Mann hängt sehr an dem Wolf, Señora. Der Lobo bedeutet dem Patron sehr viel, glaube ich.“

„Ja, leider“, seufzte Pennie Shane. „Ich möchte nur wissen, warum er so lange wegbleibt.“

Pennie war Les Shanes Frau. Sie war jung, zierlich und schön. Ihr Gesicht war übersät mit Sommersprossen und ihre braunen Augen zeigten den Ausdruck ewiger Sorge um ihren Mann.

Neben ihr saß Liza Visconti unruhig und sah übernächtigt aus. Sie hatte die Shanes nur besucht. Jetzt fand sie keine Ruhe mehr. Pennie versuchte vergeblich, sie zu beruhigen.

„Ich gehe zurück in den Stall“, sagte Juan und unterbrach damit das Schweigen. Als er die Tür öffnete, schnellte der

Wolf urplötzlich von seinem Lager hoch und verschwand durch den Türspalt.

Juan schloss hinter sich die Tür und rief nach Hombre. Er hörte den Wolf heulen. Wie ein schemenhafter Schatten huschte er davon.

„Komm zurück!“, rief Juan. „Hombre, komm her, komm!“

Doch Hombre hatte seinen eigenen Willen. Vielleicht rief ihn auch die Stimme der Wildnis.

Hufschlag war zu hören, dann verstummte er. Juan konnte nicht sehen, wo der Reiter war. Er wusste auch nicht, dass sich abseits des Anwesens zwei junge Männer trafen.

Les war auf den stummen jungen Indio Chato gestoßen.

„Du wartest schon lange hier, Chato? Ist etwas geschehen?“

Chato schüttelte den Kopf. Seine langen schwarzen Haare wirbelten über seine Schultern hinweg. Einige Haarsträhnen hingen ihm in die Stirn. Er bewegte seine sehnigen, schlanken Hände und sprach mit Zeichen zu Les Shane.

„Ich wollte meinen Freund wiedersehen“, sprachen seine Hände. Chato fühlte sich einsam. Er wollte sehen, ob alles in Ordnung war.

Sterne leuchteten am dunkelblauen Nachthimmel und der Wind kam raunend von der Sierra Nevada herüber.

Les blickte ernst auf den Indio, dessen Volk nahezu ausgerottet worden war. Im fernen Sundown Valley hatte sich eine entsetzliche Tragödie abgespielt. Chato war heimatlos.

„Viele Meilen von hier wurden zwei ältere Menschen umgebracht, Chato. Jose Visconti und seine Frau. Beide besaßen eine Finca. Visconti züchtete Stiere. Seine Tochter Liza ist auf meiner Farm zu Besuch. Ich habe richtig Angst davor, ihr die Wahrheit zu sagen.“

Jaulend vor Freude sprang der Wolf an Les hoch. Er streichelte das Tier gedankenversunken und legte dann den Arm um Chato.

„Gehen wir, mein Freund.“

Gemeinsam näherten sie sich dem Haus. Hombre lief umher und machte die Pferde unruhig. Les scheuchte ihn weg.

„Ich bin den Spuren der fremden Reiter gefolgt, Chato. Auf der Sierra haben sie sich aufgelöst, als wären sie nie gewesen.“

In tiefem Ernst blickte Chato ihn fragend an, und er nickte.

„Sí, amigo mío, Zurdo wird wieder reiten müssen.“

Beide erreichten den Hof. Juan unterdrückte seine Freude nicht. Er schüttelte Chato die Hand und brachte dann die Pferde in den Stall. Ständig umkreiste der Wolf die Farm.

Als Pennie ihren Mann hereinkommen sah, wusste sie sofort, dass Schreckliches geschehen war. Steif richtete sich Liza auf.

„Señor Shane, was ist mit meinen Eltern?“

Hinter Les tauchte der langhaarige Indio auf. In der einfachen Kleidung der armen Kalifornier trat er ein. Ein alter, mürber und durchlöcherter Poncho hing von seinen Schultern. Umständlich schloss Les die Tür.

„Ich habe sie gefunden, Liza“, antwortete er mit schleppender Stimme.

Sie krampfte die Hände ineinander und zitterte.

„Sagen Sie es doch endlich, Señor Shane!“, stöhnte sie.
„Dios mío, ich muss es doch wissen! Sind Sie – tot?“

Die Frage hing schwer im Raum. Die Lampe summte. Im kleinen Kamin knackte das Brennholz. Draußen heulte Hombre den Mond an.

Les hatte für einen Augenblick den Impuls, hinauszulaufen, doch dann sagte er sich, dass alles hundertmal schwerer für Liza sein würde.

„Ja, Liza.“

Zwei Worte zerstörten Lizas letzte Hoffnung. Zwei Worte ließen sie taumelnd und ohnmächtig zusammenbrechen.

„Les!“ Pennie hatte Liza aufgefangen und auf die Couch gleiten lassen. Blass und entsetzt stand sie am Tisch. „Les, du wirst doch nicht wieder wegreiten? Großer Gott, wir brauchen dich hier, Les! Ich, Liza und Juan. Ich kann es bald nicht mehr ertragen, allein zu sein. Ich habe nicht mehr die Kraft. Im San Bernardino Valley treibt sich so viel Gesindel herum. Mörder haben Lizas Eltern niedergemacht! Wenn sie auch auf unsere Farm kommen, dann ...“

„Du hast Juan und Hombre, Pennie.“

„Oh Les, quäl mich nicht so, bleib hier! Ich sehe Chato. Ich weiß, dass er gekommen ist, um dich zu holen. Du sollst Zurdo wieder helfen!“

„Zurdo ist in Mexiko, Pennie. Chato und ich werden nach den Halunken suchen, die Lisas Eltern auf grausame

Weise umgebracht haben. Bitte, Pennie, beruhige dich. Unsere Farm ist so klein, dass kein Halunke auf die Idee kommen kann, dass er hier etwas rauben könnte.“

Zitternd kam Pennie um den Tisch herum und sah ihn mit flackernden Augen an. Sie war jünger als er und eine tapfere junge Frau, doch selbst ein Mann hatte es schwer, diese schlimme Zeit durchzustehen. Sie blieb dicht vor Les stehen und legte die Hände gegen seine Brust.

„Wir hätten nie heiraten dürfen, Les“, hauchte sie. „Ich liebe dich mehr als alles andere. Ich glaube, ich kann ohne dich nicht leben. Aber wenn du immer wieder fort-reitest, dann ist es so, als würdest du aus meinem Leben treten. Les, ich habe die Kraft nicht mehr dafür!“

Er legte die Arme um seine zierliche Pennie und zog sie an sich. Sein Kinn ruhte auf ihrem Haupt.

„Als wir uns kennenlernten, tobte ein schlimmer Kampf, Pennie. Du hast schon damals gewusst, dass du einen Mann heiraten wirst, der nicht wie andere ist. Ich muss kämpfen, Pennie! Verstehst du? Es ist wie ein Zwang. Heute Morgen kamen Reiter auf die Finca unseres Nachbarn, schossen Visconti und seine Frau nieder und plünderten das Haus. Sie haben das Haus geplündert und sind dann davongegangen. Sie glauben, dass ihnen niemand folgen wird. Ihr Lachen ist voller Hohn und sie werden immer wieder zuschlagen und töten. Sie haben Blut geleckt wie wilde Raubtiere. Davon werden sie nicht wieder loskommen.“

„Und wenn ich ein Baby erwarte, Les?“

„Oh Pennie, erwartest du ein Kind?“

„Nein, Les – nein.“ Sie hob das Gesicht zu ihm und schüttelte den Kopf. „Solange du reitest, will ich kein Baby auf diese Welt bringen!“

Seine linke Hand zitterte leicht, als er über ihr braunes Haar strich.

„Sag nicht solche Worte, Pennie. Später werde ich dir alles erklären.“

„Später! Warum später, Les? Warum nicht jetzt? Warum hütest du ein Geheimnis vor mir? Ich bin doch deine Frau.“

„Darum, Pennie.“

„Ich begreife das nicht.“ Ihr unruhiger Blick tastete sein Gesicht ab. „Du willst mir nicht sagen, wer Zurdo ist, nicht wahr?“

„Ja.“

Wieder stieß der junge Wolf sein lautes, durchdringendes Heulen aus. Kalt kroch es Pennie über den Rücken. Sie wandte sich ab und setzte sich zu Liza auf die Couch.

„Ich werde auf dich warten, Les“, sagte sie leise, kaum hörbar. „Ich werde bis zum Jüngsten Tag warten, hoffen und beten.“

„Ich danke dir, liebe Pennie“, murmelte er undeutlich, drehte sich hastig um und verließ mit dem Indio das Haus.

Draußen atmete er tief die Nachtluft ein. Mit einem seltsam verlorenen Lächeln blickte er Chato an und Chato wusste, was er in diesen Sekunden dachte. Es gab eine dunkle und bittere Vergangenheit.

Damals war ein junger Kalifornier namens Miguel Monterrey aufgebrochen, um als Zurdo um die Freiheit seines

Landes zu kämpfen. Ein junger Mann hatte damals einen verzweiferten Kampf gegen Terror und Gewalt geführt – und ein junges Mädchen namens Guadalupe hatte auf ihn gewartet und war in San Francisco gestorben. Sie war als Miguels Frau gestorben. Allein der Gedanke daran ließ Les frösteln. Seine Pennie sollte leben. Niemals durfte die Gefahr zu ihr kommen.

Höllische Halunken ritten mordend durch das San Bernardino Valley. Mit diesem blutigen Spuk musste aufgeräumt werden!

„Reiten wir, Chato.“

Sie gingen zum Stall und hinein. Juan rieb die Pferde im Schein einer alten Lampe ab.

„Juan, ich werde mit Chato wegreiten. Ich nehme den schwarzen Hengst. Du wirst meine Frau und Liza beschützen. Du wirst notfalls für sie sterben müssen. Bist du dazu bereit, mein Junge?“

Todernst sah er Juan an.

Der Jüngling schluckte schwer und nickte.

„Sí, Señor!“, antwortete er mit belegter Stimme. „Ich habe es schon getan, ich habe die Farm bewacht – und ich werde es immer wieder tun, Señor Shane.“

„Du bist ein großartiger und tapferer Junge, Juan. Du wirst eines Tages Zurdos Freund, darauf hast du mein Wort.“

„Zurdos Freund?“ Juans Augen leuchteten auf. „Oh, Señor Shane, Sie reiten zu Zurdo? Grüßen Sie ihn von mir.“

„Das werde ich gern tun, Juan. Geh jetzt ins Haus, ja? Und nimm Hombre mit.“ Les drehte sich auf dem Absatz

herum und pfiﬀ nach dem Wolf. „Hombre, komm her! Dam nato, wirst du Viech endlich kommen?“

Manchmal sprach er sehr rau, doch das hatte nichts zu bedeuten, wenn diese Worte dem Wolf galten.

Hechelnd kam Hombre heran. Juan griff dem Wolf in den Nacken, und das Tier ließ sich zum Haus ziehen. Beide verschwanden im Haus.

Les schloss das Stalltor und lief nach hinten. Er holte ein großes Bündel aus Gerümpel, alten Decken und Stroh hervor und befestigte es am Sattelhorn. Dann sattelte er den schwarzen Hengst. Chato half ihm dabei und warf dann auch seinem Pferd den Sattel auf den Rücken.

Im Stall erlosch das Licht.

Zwei Reiter kamen aus dem dunklen Stall hervor, trieben die Pferde an und jagten los.

Das helle, schmetternde Wiehern des schwarzen Hengstes verlor sich in der Nacht. Gespenstisch hetzten die beiden Reiter durch das weite Tal. Sie waren schneller als die Schatten der treibenden Wolken, die vom Pazifik herüberkamen.

Sommer in Kalifornien. Nacht über dem weiten Tal.

In dieser Nacht flackerte ein kleines Lagerfeuer auf. Das Holz verkohlte. Chato füllte die Holzkohle in einen kleinen Beutel. Dann ritten sie wieder weiter. Die Wol kenschatten folgten ihnen wie ein Fluch.

*

In der altherwürdigen Kathedrale von San Bernardino wurden sie Mann und Frau. Getraut und gesegnet traten sie glücklich aus der Kathedrale in den hellen Sonnenschein hinaus. Die armen Leute jubelten und klatschten.

Unter dem Glockengeläut und dem Jubel der Peones und Criadas führte Torres Martinez, der reiche Sohn des verstorbenen Haziendero, seine Braut zum bereitstehenden Buggy.

Für Torres Martinez und Maria war es der schönste Tag ihres gemeinsamen Lebens.

Niemand ahnte, dass der Tod Pate gestanden hatte, dass er auf den Hufen mehrerer Pferde langsam über die steinige Straße von San Bernardino ritt und in heimtückischem Schweigen die große Plaza vor der Kathedrale überquerte.

Auf dem Buggy lagen viele Geschenke. Die Braut, ganz in Weiß, strahlte und winkte den Menschen zu. Ihr weißer Schleier wehte im heißen Wind und Blumen steckten in ihrem Haar.

Torres Martinez und seine Maria verließen die Stadt. Sie folgten dem einsamen Weg durch das Tal, der sie zur Hacienda führen sollte. Es war ein weiter Weg. Der junge Torres war so glücklich, dass er überhaupt nicht an Gefahr dachte.

Unter der Sonne welkten die Blumen im Haar seiner Braut.

Er lenkte den Wagen nach Norden. Der Wind hatte sich gedreht und kam ihnen nun entgegen – aus jener Richtung, aus der die Mojave-Wüste wie ein riesiger Backofen glühte.

Abseits ritt der Tod und folgte ihnen.

Die ewige Gier nach Beute trieb die Reiter durch die Täler des Sonnenlandes. Unselige Raffgier beherrschte ihre erkalteten Herzen. Noch trugen sie nicht die braunen Kapuzen. Noch sahen sie aus wie alle anderen Reiter in diesem schönen und paradiesischen Land.

Torfes Martinez legte den Arm um seine junge Frau, lenkte die beiden Pferde mit einer Hand und sprach von der Zukunft.

Seine Maria lächelte versonnen und träumerisch.

Die Dienerschaft und die Vaqueros der Hacienda waren weit zurückgeblieben und so mancher nutzte die Gelegenheit, um in San Bernardino bei Mescal und Wein zu feiern.

Das junge Paar war meilenweit von der Stadt entfernt. Torres Martinez lenkte die Wagenpferde plötzlich vom Weg herunter in den Schatten der Bäume. Lächelnd stieg er ab und half seiner jungen Frau vom Wagen.

Eng umschlungen gingen sie davon, spürten den Wind und hörten nichts anderes als ihre Schritte und Atemzüge, das Raunen des Windes und das Rascheln der Blätter.

Sie entfernten sich immer mehr vom Buggy und blieben schließlich in einer Senke stehen, wo das alte Laub seinen bunten Schimmer längst verloren hatte, wo es nach feuchter Erde roch und wo sie sich in ihrer Zweisamkeit ungestört glaubten.

Sein schwarzes Haar glänzte wie dunkles Gefieder. Seine Hände zitterten, als er sie an die weichen Wangen seiner jungen Frau legte.

„Ich liebe dich, Maria“, sagte er leise und verträumt.
„Nichts wird uns trennen, nur der Tod.“

„Sprich nicht vom Tod, Torres“, hauchte sie und schloss die Augen. „Ich bin so glücklich. Du bist mein Leben, Torres.“

Stöhnend umarmte er sie, küsste ihre Lippen und vergaß die Welt, während er mit Maria in das alte Laub sank.

Sie sahen und hörten nicht die fremden Reiter. Sie konnten nicht sehen, wie die Reiter den Buggy immer weiter vom Weg wegbrachten und die Wagenspur verwischten.

Kalte Blicke durchstießen die Schatten der Bäume.

Geduckt und nahezu lautlos glitten Gestalten näher.

Der reiche junge Torres Martinez war eine gute Beute für sie.

Zunächst wollten sie seine blutjunge Frau verschleppen und ihn so zwingen, sein gesamtes Barvermögen zu opfern, um seine Frau zu retten.

Doch es kam alles anders.

Die Liebenden knieten im Laub und küssten einander wie am ersten Tag ihres Kennenlernens. Jetzt waren sie für alle Zeiten Mann und Frau.

Sie liebten sich, lagen im Laub, gaben sich dem körperlichen Rausch hin und erlebten zum ersten Mal diese Liebe des Leibes. Sie wollten glücklich sein unter dem blauen Himmel von Kalifornien – und sie waren glücklich.

Lautlos tauchten am Rande der Senke die mit Kapuzen verhüllten Gestalten auf.

Herrisch hob einer der Vermummten die schlanke Hand und hielt die anderen gebieterisch zurück. Die Augen in den Sehschlitzen der Kapuze beobachteten die Liebenden und wurden dabei dunkel wie die Nacht. In diesen Augen flackerte etwas Fiebriges, eine Mischung aus Abscheu, Neugierde und wilder Lust. All die verbrecherischen Gedanken, die sich in diesem Hirn angesammelt hatten, erloschen. Dafür kamen andere, nicht besser. Ein alter teuflischer Plan wurde verworfen und ein neuer Plan war blitzschnell gereift.

Mit seltsamer Unruhe beobachtete der Vermummte den jungen Torres Martinez. So grausam der Vermummte auch war, in diesen Sekunden empfand er mehr als nur Gier und Raffsucht.

In der Senke trennten sich Torres und Maria. Sie lagen still und seufzend nebeneinander, und über ihnen raschelten die Blätter an den weit ausladenden Ästen der Bäume. Sonnenstreifen stachen durch die Lücken der Baumkronen.

Weit abseits jagten mehrere Reiter auf dem Weg dahin und vorbei.

Maria richtete den Oberkörper auf und streichelte das braune Gesicht ihres Mannes.

„Te quiero“, flüsterte sie. „Ich liebe dich, Torres. Ich will immer eine gute Frau für dich sein.“

„Du bist eine wundervolle Frau, Maria“, seufzte er, erlöst und glücklich. „So ein großes Glück habe ich gar nicht verdient.“ Er kam hoch, kniete sich nieder, legte die Arme um sie und hielt sie fest, als wollte er sie nie wieder loslassen.

Plötzlich spürte er, wie sie sich versteifte und beinahe erstarrte. Sie atmete schwer und mühsam und verkrampfte sich in seinen Armen.

„Maria!“, stöhnte er erschrocken. „Was hast du? Was ist ...“

Jetzt entdeckte auch er die verummten Gestalten am Rande der Senke. Reglos verharrten die Kapuzenmänner im Schatten und beobachteten ihn und seine junge Frau.

„Aufstehen!“, befahl jemand mit heller, scharfer Stimme. „Nicht schreien! Wenn ihr schreit, werdet ihr sterben!“

Schwankend richtete Torres Martinez sich auf und zog Maria hoch.

Schützend legte er die Arme um sie. Sein junges mexikanisches Gesicht verlor seine Schönheit und wurde grau und fleckig.

„Was wollen Sie von uns?“, brachte er mühsam hervor.

„Das wirst du schon sehen, Kleiner!“, antwortete die verummte Gestalt. „Wir wissen, dass du reich bist, sehr reich sogar. Ihr habt sehr viel Glück mit eurer Hacienda gehabt. Die meisten Haciendas wurden von den Goldsuchern heimgesucht und zerstört.“

„Was wollen Sie?“, schrie Torres auf.

„Ich will es dir sagen, Torres Martinez.“ Der Verhüllte mit der hellen Stimme schien unter der braunen Kapuze zu lächeln. „Wir wollten erst deine Braut entführen und Lösegeld von dir verlangen. Ich habe es mir anders überlegt.“

Diese Worte galten offensichtlich auch den Komplizen, die düster und unheimlich unter den Bäumen lauerten.

„Nein!“, stöhnte Maria und löste sich aus Torres' Umar-
mung. „Sie nehmen mir nicht meinen Mann weg!“

Maria war plötzlich sehr tapfer. Torres wollte sie zurück-
halten, doch sie entglitt seiner Hand und ging langsam auf
den Anführer zu. Laub wirbelte raschelnd um ihre Füße.

„Maria!“, rief er besorgt und hastete hinterher. „Sei ver-
nünftig!“

Der Anführer gab seinen Komplizen einen Wink.
Daraufhin stürzten sie sich in die Senke, fielen über Tor-
res Martinez her, rissen ihn zu Boden und schlugen ihn
zusammen, noch bevor er aufschreien konnte.

Bewusstlos lag er vor ihnen.

Maria hatte sich umgedreht. Ihr Schrei zerriss die Stille.
Sie rannte zurück, um ihrem Torres beizustehen. Wie eine
Löwin, die um ihre Jungen kämpft, stürzte sie sich auf
den Kapuzenmann, der ihren Mann fesselte, und riss ihn
zurück. Die anderen Halunken packten Maria an den
Haaren und zerrten sie von Torres herunter.

„Bringt sie her!“, befahl der Anführer kalt.

Sie wurde brutal durch die Senke geschleift und vor
dem Anführer zu Boden gestoßen. Ihr ganzer Körper
bebte unter dem Weinkrampf.

Mitleidslose Worte ließen Maria erstarren.

„Die Hacienda wird bald mir gehören! Dein Torres wird
mir aus der Hand fressen. Du bist nichts mehr wert.“

Wie von einer unsichtbaren Hand hochgezogen, rich-
tete Maria sich auf. In ihren großen, dunklen Augen fla-
ckerten Irrlichter. Jäh krallte sie die Hand in die braune
Kapuze und riss sie vom Gesicht des Anführers.

Vor Maria stand eine dunkelhaarige junge Frau! Sie war kaum erwachsen. Und sie war von einer teuflischen Schönheit.

Ihre schwarzen Augen funkelten und blickten Maria mit tödlicher Kälte an.

„Du hast gerade einen Fehler gemacht, meine Liebe“, erklärte die schlanke, schöne Frau. „Ich habe Männer immer für dumm gehalten, aber du übertriffst mit deiner Dummheit den blödesten von ihnen.“

Maria konnte nicht antworten. Sie hatte alles erwartet, nur das nicht. Für sie gab es bisher nur Zärtlichkeit und eine Welt guter, weichherziger Frauen. Diese junge Frau war eiskalt. Darüber konnten auch die schönen Augen nicht hinwegtäuschen.

Abwartend standen die anderen in der Senke neben Torres Martinez.

In der schlanken Hand der dunkelhaarigen jungen Frau lag ein schwerer Revolver. Sie hielt die mehrere Pfund schwere Feuerwaffe wie ein Mann.

„Ich muss mir überlegen, was ich mit dir tun werde“, sagte sie nachdenklich. „Ich glaube nicht, dass du dich bei uns wohlfühlen könntest. Eigentlich brauche ich dich auch nicht. Du würdest deinen Torres nur verrückt machen.“

Voller Todesangst wich Maria zurück, hob flehend die Hände, streckte sie abwehrend aus und schrie gellend auf.

Feuer schlug aus dem schweren Revolver.

Langsam rollte Maria den Hang hinab und zurück in die Senke. Der schönste Tag ihres Lebens war zugleich auch der Tag ihres Todes. Wie schlafend blieb sie im alten

Laub liegen. Ihre Arme waren ausgebreitet, als wollte sie den Himmel umarmen. Ihr Haar lag weich und wellig im Laub. Der Wind legte Blätter auf ihr Gesicht.

Pulverrauch zog über die Senke hinweg.

Der Knall des Schusses verhallte.

Eiskalt befahl die Anführerin: „Legt Gestrüpp auf sie! Verbindet Torres Martinez die Augen. Wir nehmen ihn mit und lassen ihn in der Wüste frei.“

Wenig später stampften die Pferde los und trugen die Reiter davon.

Totenstille lastete über der Senke. Der Wind rauschte in den Bäumen. In der Ferne läuteten die Glocken der Kathedrale und riefen die Gläubigen zur Messe.

Der Tod ritt durch Kalifornien. Die Spuren der Reiter verwehten im glühenden Staub der Mojave-Wüste.

*

Stimmen hallten durch die Nacht. Vaqueros der Martinez-Hacienda suchten überall beiderseits des Weges, der durch das San Bernardino Valley führte. Pferde stampften keuchend und abgetrieben über die Hügelkuppen.

Zwei Reiter folgten dem Weg. Der eine war strohblond, der andere schwarzhaarig. Der Blonde hatte ein großes Bündel am Sattelhorn.

„Halt!“, schrie jemand am Wegesrand, und drei Reiter brachen hervor und versperrten Les Shane und Chato den Weg. Gewehre waren auf sie gerichtet. Dunkel und drohend gähnten die Mündungen.